

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 186.

Sonntag, 19. Juli.

1931.

Derby / Roman von Ernst Klein.

(7. Fortsetzung.)

Also setzten sich Herr Josef Marvin und Fräulein Edith Marvin neben Herrn Baron Reiffenberg und Frau Kitty Roy. Man tauschte Grüße aus, Josef Marvin würdevoll und höflich, Edith gepreßt und unfreundlich, Reiffenberg wütend und hochmütig, Kitty Roy lächelnd und liebenswürdig.

Dann widmete sich Josef Marvin der Speisekarte, während Edith sich innerlich eine Straßpredigt hielt und sich langsam in die Situation zurechtastete. Als ihr Vater seine Diskussion mit dem Oberkellner beendet hatte, war sie bereit, den Kampf zu eröffnen.

„Wissen Sie, Herr Baron, daß ich heute bei Ihnen draußen war?“, begann sie. „Da ich Sie nicht vorfand, habe ich mich damit begnügt, Ihr Töchterchen zu entführen.“

Reiffenberg, der Josef Marvin in seinem Innern mit Mord und Totschlag bedräute, konnte dem jungen Mädchen nur mit einem dankbaren Lächeln antworten.

„Ich wette, daß Diesel sich gern hat entführen lassen“, erwiderte er, indem er sich zu ihr hinüberbeugte. „Ich bin Ihnen ja so dankbar dafür, daß Sie sich so der Kleinen annehmen. Dadurch, daß ich jetzt auch noch den Rennstall habe, bin ich in meiner Zeit noch mehr gebunden als früher. Ich muß jetzt oft tagelang in der Stadt bleiben, was sonst nie der Fall war.“

„Leicht begreiflich“, flötete Edith Marvin, und Kitty Roy wurde dunkelrot, denn sie als die Frau fühlte den Stachel unter den Rosen bei der Unterhaltung.

Reiffenberg fühlte nichts. Merkte nichts. War nicht enttäuscht. Gar nicht! Im Gegenteil, er war überrascht, keine Sympathie für dieses junge, so moderne Mitglied des anderen Geschlechts immer mehr wachsen zu sehen.

Da saß er jetzt zwischen den beiden. Auf der einen Seite das reife Weib, lodend wie die Sünde selbst; dabei durch keinerlei Modernität angekränkt, gesund und stark in seinem Körper wie in seinen Gefühlen und seinen Begierden. Auf der anderen das echte Kind seiner Zeit: Bubikopf, kurzer Rock, Zigarette im Munde und eine Selbstherrlichkeit der Anschauungen, die Reiffenberg in seinem orthodoxen Konservatismus eine Gänsehaut über den Rücken trieben. Und doch — und doch —!

Unmerklich ließ er seine Augen über die zierliche Gestalt wandern, die sich da neben ihm in den Sessel lehnte. Auch sie, gehorsam der Mode, trug ein ärmelloses Kleid, das die bei aller Schlankheit gerundeten Arme zeigte, und — nach Reiffenbergs objektiver Meinung — just um eine Handbreite zuviel von den Beinen enthüllte, die lang und wohlgeformt über hochgerissten Füßen sich in das Spitzenmysterium des Rocks verloren.

Reiffenberg war absolut kein Heiliger und sah sich gern an, was man sich schönes ansehen konnte. Doch bei Edith Marvin ärgerte ihn dieses handbreite Zuviel. Er wußte selbst nicht, warum es ihn ärgerte. Aber es ärgerte ihn! Und als er entdeckte, daß ein junger Gent an einem nicht weit entfernten Tische

(Nachdruck verboten.)

Edith Marvin vom Scheitel bis zur Zehe mit Rennerblicken musterte, fühlte er nicht übel Lust, aufzustehen und diesem Frechling seine Meinung zu sagen.

Edith Marvin ließ Reiffenbergs Musterung über sich ergehen. Warum auch nicht? Sie wußte, was sie wert war, und fühlte sich ihrer Sache gar so sicher. Kitty Roy preßte unter dem Tische die kleinen Hände zusammen —

„Wissen Sie weiter, Herr Baron“, fuhr Edith unerschrocken fort, um ihren Vorteil auszunutzen, „daß Papa und ich gestern eine lange Unterhaltung über Sie gehabt haben? Wir wundern uns nämlich beide, warum Sie uns nicht ein einziges Mal mit Ihrem Besuche beehren? Wenn Sie in der Stadt sind — würde es uns gewiß sehr freuen, wenn Sie einmal Diesel bei uns abholen würden. Wir führen eine ganz anständige Küche, und Papa hat bei dem Bankrott des Weinhändlers Groß einen Bordeaux gekauft, der, sachmännisch ausgedrückt, für das Geld geschenkt ist. Sie wissen, das ist die starke Seite Josef Marvins, gute Sachen billig einzukaufen.“

Der genannte Vater wurde etwas nervös — ob Edith den Scherz doch nicht zu weit trieb? Doch Reiffenberg lachte nur.

„Wenn Sie versprechen, mir keine gelben Bohnen oder Backpflaumen vorzusetzen, komme ich sehr gern. Diesel schwärmt mir ohnedies das Blaue vom Himmel herunter. Also, wenn es den Herrschaften recht ist, werde ich mir erlauben, mein Töchterchen morgen mittag bei Ihnen abzuholen.“

Da führte Edith Marvin einen Meisterstreich. An Reiffenberg vorbei neigte sie sich zur Rivalin gegenüber und sagte: „Es wäre wirklich reizend von Ihnen, gnädige Frau, wenn Sie Herrn Reiffenberg dabei begleiten würden.“

8.

Doch Kitty brachte sie um den Triumph. Sie nahm die Einladung an, lächelnd und geehrt, aber sie kam nicht. Sie hielt Reiffenberg indessen nicht zurück, denn sie war viel zu klug, um ihm zu zeigen, daß sie das junge Mädchen fürchtete, das in einem öffentlichen Saale die Beine übereinanderkreuzte und rauchte. Männer, die harmlos und in ihren Liebesangelegenheiten so wenig kompliziert sind wie Joachim Reiffenberg, zwingt man nicht. Man legt ihnen keine Fesseln auf. Man macht sie nur argwöhnisch damit.

„Edith Marvin ist ein reizendes Mädchen“, sagte daher Frau Kitty Roy, „und ich würde sehr gern mitgehen, aber siehst du, wenn ich mit dir zusammen eingeladenen annehme, ist das gewissermaßen eine offizielle Bestätigung unseres Verhältnisses. Das möchte ich nicht.“

Er sah sie erstaunt an. „Wenn die Marvins keinen Anstand daran nehmen —“, fing er an, hielt jedoch inne, als er sie den Kopf schütteln sah.

„Ich wundere mich, daß du das sagst“, hielt sie ihm vor. „Du bist doch sonst so feinsüßig und aufmerksam! Wenn ich auch eine alleinstehende Frau bin, keinem Menschen auf der Welt Rechenschaft schuldig — etwas Rücksicht auf meinen Ruf möchte ich doch nehmen. Schließlich habe ich doch auch ein Geschäft, nicht wahr?“

Und dann — nächstens werden sie auf dem Rennplatz noch mit Fingern auf uns zeigen.“

Er lachte, küßte sie und fuhr in die Villa im Grunewald hinaus. Dort sprang ihm sein Kind um den Hals. Edith lächelte ihm entgegen, mit einem warmen Schimmer in den großen Augen.

„Das ist nett, daß Sie gekommen sind, Herr Baron“, sagte sie leise und sah sehr hübsch und gar nicht hypermodern in diesem Moment aus.

Beim Essen ging es sehr vergnügt her. Reiffenberg überwand seine Abneigung gegen den Hausherrn und ließ sich mit Edith und Liesel in eine übermütige Rederei ein, die zu einer vollkommenen Niederlage führte.

Josef Marvin sah dabei und wartete. Nur nichts überstürzen. Er sah, daß sein Gast in immer fröhlichere Stimmung geriet. Und je länger er der Unterhaltung zwischen Reiffenberg und Edith zuhörte, desto gebieterischer beinahe stellte sich vor ihm ein Gedanke auf: Wie wäre es, wenn er Reiffenberg zu seinem Schwiegersohne machen würde? Warum nicht? Rote Erde war ein schöner Besitz, ein gutes Stück Geld wert. Er beschloß, genauere Informationen über die Verhältnisse Reiffenbergs einzuholen.

Als der Koffa im Garten serviert wurde, lenkte er geschickt das Gespräch auf den Gegenstand, der ihn gegenwärtig so sehr beschäftigte.

„Winfield sagte mir gestern“, sprach er jovial und augenscheinlich mit sich und der Welt zufrieden, „Peter junior würde schon sein Geld hereinbringen. Ich bin Ihnen eigentlich dankbar, daß Sie mir den Hengst verkauft haben, Herr Baron — und wenn er auch vielleicht nicht das Derby gewinnt.“

Reiffenberg war gar nicht in der Stimmung, mißtrauisch zu sein. Er war viel zu vergnügt, als daß er sich der Worte erinnern hätte, mit denen sein Hausherr erst vor nicht allzu langer Zeit seiner Meinung über den Wert Peter juniors und seiner Genossen Ausdruck verliehen hatte.

„Das freut mich wirklich, Herr Marvin“, rief er. „Warum sollen Sie das Derby nicht gewinnen? Es ist ja noch dreiviertel Jahr bis dorthin. Ich halte Peter junior für nicht viel schlechter als Mailönig. Und an Härte ist er ihm bestimmt über.“

„Das sagt auch Winfield. Nun, wir werden ja sehen, wie sich die Dinge entwickeln werden. Wie sind Sie übrigens mit Ihrem Falben zufrieden, Herr Baron? Hat ihn Ihr Trainer in Ordnung gebracht?“

„Morgen soll Isabel zum ersten Male herauskommen. Gleich im ersten Rennen. Ich bin selber neugierig, wie sie sich dabei macht!“

Damit mußte Marvin sich zufrieden geben. Immerhin, für den Anfang war er nicht schlecht vorwärtsgekommen. Jetzt galt es nur, Reiffenberg wärmer und wärmer zu machen.

Edith ließ es sich nicht nehmen, ihre Gäste selbst nach Rote Erde herauszubringen, und nahm auch die Einladung zu einer Tasse Tee an, als sie dort anlangten. Aber plötzlich brach ein heftiges Gewitter los, das die Heimkehr unmöglich machte. Selbst Ediths Chauffeur, ein wetterharter Bursche, schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht dafür garantieren, gnädiges Fräulein“, sagte er, „daß ich uns nicht in den Strangengraben hineinjahre. Ich allein würde es riskieren, aber mit Ihnen, nein!“

Dabei blieb es, und Edith konnte daher nichts anderes tun, als die Gastfreundschaft auf Schloß Rote Erde für eine Nacht zu akzeptieren.

Liesel war außer sich vor Freude und bestand darauf, daß die große Freundin in ihrem Zimmer schlief. Als sie zu Bett gebracht werden sollte, wehrte sie sich mit Hand und Fuß gegen eine solche Verkürzung ihrer Freude, so daß Edith schließlich mit ihr ging und bei ihr sitzen blieb, bis sie eingeschlafen war.

Dann stieg sie wieder in die Halle hinunter, da sie sich erinnerte, ihren Vater noch nicht verabschiedet zu haben. Sie fand Reiffenberg am Telephon, und er hielt ihr den Apparat hin, als sie herantrat. „Ich

spreche soeben mit Ihrem Herrn Papa und habe ihn über ihr Schicksal beruhigt.“

„Ich bin ganz gut aufgehoben, teuerster aller Väter“, nahm sie nun selbst das Wort. „Ich werde mit Liesel schlafen und morgen früh nach dem Frühstück kuhwarme Milch trinken, worauf ich freudigst in dein väterliches Haus zurückkehren werde.“

Es war gemütlich und behaglich in dieser alten Halle. Mit dunklem Eichenholz war sie getäfelte, und schöne alte Möbel schmückten sie. Ahnenbilder, Waffen und Jagdtrophäen hingen an den Wänden und gaben ihr so recht den Charakter eines alten, vornehmen Hauses. Draußen rausten sich noch die Elemente; Donner und Blitz jagten hintereinander her — hier in der Halle prasselte im mächtigen Kamin ein gemütliches Feuer. Reiffenberg und Edith waren so gut wie allein, denn Frau Norton saß in ihrer langgewohnten Ecke und nahm bereits einen tiefgründigen Vorschuh auf den Nachtschlaf. Reiffenberg schob seinem Gaste den schönsten und bequemsten Fauteuil vors Feuer, stellte ihr Zigaretten hin und setzte sich ihr gegenüber.

Aber merkwürdig — so gut sie miteinander standen, heute wollte keine lustige Unterhaltung in Fluß kommen. Sie kauerte sich in die tiefen Kissen, die er ihr fürsorglich zurechtgelegt hatte. Ein, zwei Züge tat sie, dann zerdrückte sie den Stumpf in der Aschenschale und starrte unverwandt ins Feuer.

Auch er redete nichts. Hatte gar kein Verlangen, etwas zu reden. Er saß da und blickte sie an. Der Schein des Feuers umspielte ihre Gestalt und gab ihrem feinen Gesichtchen eine lebhaftere Farbe. Sie ist doch eigentlich wunderhübsch, sagte er sich. Und wie damals, da er sie kennen lernte, fragte er sich, was Gott, dem Herrn der Heerscharen, eingefallen wäre, sie zur Tochter eines solchen Vaters zu machen. Wieder fühlte sie seinen Blick auf sich; diesmal jedoch war sie nicht stark genug, ihn zurückzugeben. Sie wurde ängstlich beinahe, unsicher —! Es war so warm —! Und die Norton, die dumme Gans, schnarchte so laut!

Endlich raffte sie ihren ganzen Mut zusammen, drehte sich zu ihm hin und lachte ihn an:

„Nun, Herr Baron, Sie glänzen heute nicht an Unterhaltungsgabe“, stichelte sie — um nicht selbst gestichelt zu werden. „Das Wetter wäre doch bei seinem gegenwärtigen Zustande ein recht interessantes Thema. Oder drückt meine erhabene Gegenwart so sehr auf Ihren Geist, daß er kein Lebenszeichen von sich geben kann?“

Sie wollte nach ihrer Lieblingsgewohnheit ein Bein über das andere schlagen; auf einmal überlegte sie es sich und setzte artig einen Fuß neben den anderen auf den Boden. Zupfte gar das Kleid über die Knie herunter! Nicht etwa aus Koketterie — bei Gott nicht! Zu ihrem Entsetzen fand sie, daß sie sich schämte.

Es war auf einmal etwas in ihr, das sie trotz ihrer leichtfertigen Reden klein und ängstlich machte. Es war doch etwas anderes, neben Reiffenberg im großen, hell erleuchteten Saale unter Hunderten von Menschen zu sitzen als hier — allein an diesem Feuer — in dieser Stimmung.

Das Gewitter schien sich von Rote Erde und seinen Koppeln nicht losreißen zu können. Immer wieder trachte der Donner just über dem Schlosse. Einmal sogar kam gleichzeitig mit dem Blitz ein so heftiger, ohrenbetäubender Schlag, daß selbst Reiffenberg aufsprang in der Angst, es wäre der Blitz in den Turm gefahren.

„Angenehmer Abend“, maulte Edith. „Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich keinen Nervenschock nach Hause bringe. Sie wissen doch, ich bin ein so zart besaitetes Wesen!“

Reiffenberg lachte. Aber sie sah ihm an, er war in der Minute mit seinen Gedanken ganz wo anders. An seine Pferde dachte er, und sie, die ihn liebte, wußte es sofort:

„Um Gottes willen, die armen Pferde!“, rief sie. „Wird Ihnen nichts geschehen, ängstigen Sie sich nicht?“

Er warf ihr einen dankbaren Blick zu. Heiß wurde es ihm in der Brust, da er sah, daß sie dasselbe dachte und fühlte wie er.

(Fortsetzung folgt.)

Die Inselstadt im Schwäbischen Meer.

Von Dr. R. Prévot.

So eine Frühlings- oder Sommerfahrt zum Bodensee ist wie ein Glücksschiff nach Cythera! Ein Zug erwartungsreicher Jugend, in deren Anstehungsbereich selbst das Alter wieder jung wird. Durch das weißroße Blütenmeer der Obstbäume, das leicht und duftig die grünen Wiesenbänge überschäumt, jagt der Zug bergab. Sanft schmiegen sich die grünen Wiesen- und Blütenbänge an den See, als wollten sie ihn vor nordischen Frost beschützen — und plötzlich tut sich die spiegelnde Weite auf unter einem ferner felsenam lichtschimmernden Himmel, von leisem Windschauer kaum bewegt.

Südlige Luft schmeichelt verheißend durch diesen Abend auf der langgedehnten Lindauer Uferpromenade. Der Bodensee liegt in selbstsam vielstimmigem Lichterspiel des ferneren, dunstverschleierten Sonnenuntergangs.

Stimmen des Traums begleiten mich durch den Abend in dieser Stadt an See, ferne Stimmen von irgend einem fernen Ufer. Denn der See trennt nicht, er vereinigt. Er ist den Anwohnern die eigentliche Heimat, sozusagen der große Familientisch, an dem fünf Länder brüderlich sitzen und sich zuwinken können über den weiten Spiegel hin, aus dem das Blau des gleichen Himmels widerscheint. Hier rauscht klangvoll die süddeutsche Symphonie, erfüllte Sehnsucht aller Romantiker, ewiges Lied von welcher Melodienfülle!

Mit welchem Wohlgefallen blickte Schwab auf die Pracht des Bodensees! Von den Herrlichkeiten der Tiefe den Blick in die Höhe wendend, wo dem erstaunten Auge sich in der Nachbarschaft des Himmels ein vollständiges, entwickeltes Panorama der Schneegebirge von den östlichsten Alpen Tirols bis zum südlichen Ende des Berner Oberlandes aufrollt. Wie Schwab war auch Mörike von der Schönheit des Bodensees hingerissen und schrie an die Mutter: „Die Lage von Lindau, auf einer Insel, ist zum Entzücken“.

Man mischt sich in die bunte Menge, die die Strandpromenade wogend belebt. Autos fahren vor, Motorräder rattern, ein großer Seedampfer fährt majestätisch ein; ein Trupp Wandervögel, der eine ganze Blumenwiese gerupft hat, kommt in Reih und Glied singend vorbei. Es „schwäbelt“ ringsum so anheimelnd.

Und schon hält uns der See, hält uns Lindau, die alte bayerische Inselstadt mit ihren traulichen Gäßchen und malerischen Plätzen, ihrem herrlichen Rathaus, ihren Erkern, Giebeln, Türmen, Lauben und Torbögen in seinem Bann. Blütenbäume leuchten über die Gartenmauern, und aus den Fenstern flattern festliche Fahnen. Die Seepromenade hat sich mit Lustwandlern gefüllt. Flaumige Bäume wärmen freie Schultern. Es wird Sommer und alles fühlt sich wohl. Plötzlich strahlt der Leuchtturm und der gute steinerne Nachbarlöwe auf seinem hohen Sockel, bayerisches Sinnbild auf südlichster Grenzwehr, in bengalischer Beleuchtung auf.

Ich liebe diese festliche Stadt. Sie hat auch im Ernst ihres Arbeitswillens, in ihrem Bewußtsein, Verkehrs-zentrum zu sein, immer etwas spielerisch Munteres. Und wie reizvoll spielt hier der See mit allen Farben und Nuancen auf der Palette der Natur. Er spielt so wahrhaftig und erfinderisch, wie nur Kinder und Dichter. Er malt und dichtet seit Ewigkeit. Sein farbenfrohes, melancholisch heiteres Lied, dem Annette von Droste gelauscht, die königliche Dichterin im roten Turm auf der Meersburg drüben.

Ich weiß am großen Meere, in Holland, in Schleswig trauliche Häfen, die kaum größer sind, als dieser. Sie führen dennoch hinaus aufs gewaltige Weltmeer, wie dieser kleine Lindauer Hafen auf den lieblichen See führt. Aber mir wachsen hier stets ozeanische Illusionen auf. Schiffe fahren ein und aus, strahlend beleuchtet; der alte Leuchtturm lädt zu Besuch, Rettungsanker hängen herum, die Kapitäne haben biedere, wetterbraune Gesichter, goldene Treppen am Armel und rauchen ihre Pfeife wie echte Seebären. Und es ist, als würden sie zu erzählen von den Wundern ungeahnter Küsten, wo seltsame Blüten und Früchte wachsen. Und in der Tat, weit brauchst du auch hier nicht zu fahren, nur bis zum herrlichen gelegenen Bad Schachen, um einen Park zu finden, der eine lebendige Großschau südlicher Botanik ist. Da ragt Deutschlands größte Nordmanntanne und nicht minder einzig daneben die „Cryptomeria japonica“, weiter die griechische Tanne mit den zartgrünen Spitzen, die japanische Schirmtanne und die Pawlownia

aus der Krone; Jedern vom Libanon, vom Himalaya und die blaue vom Atlas, Blutahorn und Blutbuche, breitausgreifende Magnolienbäume voll fleischiger Blüten; dazwischen in erlesener Farbenpracht lachblühende Beete: Bergklee, Goldlack, Pflor und Penstemon, und an der Hausfassade die zarten Töne der rankenden Gluzinen...

Eine ganze blühende Welt, aus deren Mitte mächtig der moderne Hotelbau aufragt wie eine Burg mit ihrem weitbin sichtbaren Turm.

Dahin, an Lindaus „Rido“, mit der herrlichen Seeterrasse und dem modernen schönen Strandbad, mag dich der erste Spaziergang in die reiche Umgebung der Inselstadt führen, deren Anblick sich von nirgends so schön ausnimmt, wie gerade von Schachen aus. Und nicht veräumen solltest du den Feuerberg mit dem prächtigen Blick über den See und das Alpenpanorama; Wasserburg, das Halbinselstädtchen, das österreichische Bregenz und den aussichtsherrlichen Pfänder. Und, wenn die Zeit reicht, fahre zur Zeppelinstadt Friedrichshafen, oder gar bis Konstanz der altehrwürdigen Reichsstadt mit ihren einzigartigen Naturschönheiten und Kulturdenkmälern. Fernhin sichtbar ragt bei klarer Sicht der Konstanzer Münstersturm wie ein lodendes Wahrzeichen, das man sich merkt und bestimmt einmal aufsuchen wird. Oder suche dir Meersburg aus, das eigentliche wohl dieser romantischen Stätten, das nördliche Castellamare, zwischen Nebenhügeln und Pappelbucht steil emporgebaut, mit seinen alten, braunen Dächern, mit dem ehrwürdigen Schloß auf der Höhe und dem stattlichen Hafenhäus in amtlicher Würdigkeit das stimmungsreichste Stadtbildchen am ganzen See. Und da sitzt du nun auf der weinlaubumrankten Terrasse unter dem blumigen Giebel, vor dir ein Glas roten Seeweins, und denkst vielleicht an Konradin, den jüngsten Staufer, der auf seiner letzten Fahrt hier Einkehr hielt, oder an die Droste, die hier als „Tante Nettchen“ ihr Leben verleben sah und von einem ferner Fenster dort oben täglich auf das Wunder wartend, die blaue Weite sah...

Hier lernt man wieder an Märchen glauben, an das einzige Märchen von der freudigen Zauberin durchaus irdischen Sinnes, die diese Landschaft schuf. Denn sie ist wie das geliebte Spielwerk einer schönen Frau, deutsch im Wesen und voll südlicher Sehnsucht, treu und kapriziös zugleich, erstaunlich vielfältigen Temperamentes und in ihren Reizen unerschöpflich immer neu und in ihren sommerlichen Seltsamkeiten und ihrer herbstlich milden Melancholie. Des Abenteurers ferner Meere müde, schuf sie sich hier zum Spiel den See. Um seinen blauen Spiegel kreisen ihre Wünsche im rastlosen Flug der Möwen, baute ihre frohe Laune die Lieblichkeit weitgereifter Träume.

Alles ist hier immer wieder anders und klingt doch vertraut zusammen. Keines der freundlichen Städtchen und Dörfer, die sich in die Buchten schmiegen und an rundliche Uferbänke lehnen, gleicht dem Nachbarn. Und sind doch alle wunderbarlich verschwistert. Woher du kommen und wohin du dich wenden magst, dauernd wechselt das Bild. Es ist etwas darin von überall her: hier ein Schweizer Alpenort, dort nordische Heide und Fjord; Schilfwildnis wuchert stundenweit; gelbe Kornflut und grüne Nebenhügel weiten sich die Bänke herab der Sonne zu, und stolz ragt die mahnende Pappel auf Strandvorsprüngen und Hügelböden, als möchte sie immer noch den Schiffern den Weg weisen. Von den atlantischen Küsten kam die mexikanische Stechpalme mit dem irisglänzenden Immergrün ihre Blätter an diese Bänke, und von hier, in Stein verewigt, als Zier an die stolzen Münsterbauten von Freiburg und Konstanz, wo sich der Pelikan ihr zugesellt, der Legendenvogel, der auch bisweilen über die Alpen sich hierher verfliegt. Ja selbst der rosige Flamingo kommt hin und wieder zu Besuch. So blüht und lebt ein vielfältiges Stück Natur in diesem atmosphärischen Zwischenreich aus Gebirgskühle und italienischer Wärme, im heiteren Farbenspiel des Lichtes, auf satten Matten und schwarzblauen Walddämmen, im Spiel des Sees und im Nebeldunst der Erde, aus alafigem Himmelsblau und blauem Wolfengetümmel unendlich nuanciert.

Blau, die Farbe der Seligkeit, herrscht hier in allen Tönungen, vom Dunkel der fernen Berge, die im Schweizerhintergrund zu immer mächtigeren Formen sich reden, zum bläulichen Smaragd des Wassers, das strichweise schwarz erscheint, wie von eingegossener Tinte. Seltsam lebendig ist das Wasser, unruhvoll und lodend, verwandt dem Dagh-

tergeiste, der aus Annette von Drostes stummer Qual ihm lang.

Und dieser inneren Unrast, dieses wechselnden Schicksals, dieser blauen Seligkeiten sind die Menschen dieser Uferstädtchen teilhaftig. Konstanz, Überlingen, Meersburg, Friedrichshafen, Lindau... wie verschieden und doch verbunden durch verwandte Schidung, jahrhundertelange Kriegsnöte, Kampf um den immer wieder bestrittenen Platz an dieser üppigen Tafel, wo der heimische Rotwein liegt, und die Selbstbehauptung in jeder Form. Diese Ufer sind ältestes, geistiges Kolonialland des Deutschthums. Unzählige sind die Namen der Dichter, Maler und Musiker, die von überall her sich zu allen Zeiten, wie einst die Mönche der Reichsau, mit Vorliebe hier ansiedelten und gediehen.

In dieser leuchtenden Wiege scheint der deutschen Romantik umfassender Traum der Verwirklichung näher als sonstwo. Nirgends sonst klingen die Melodien deutschen Wesens so symphonisch zusammen.

Weit hinten, vom Säntis zur Bernina, schließt der zackige Gebirgswall den Riesenbogen, der den glühenden Juwel des Sees umspannt. Und es ist auf ihm ein ständiges Fest von besagten Schiffen, die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land den Gruß tätiger Gemeinschaft tragen.

Hirsekorns verreisen.

Drei Plätze sind im Abteil noch frei. Ein älterer gewichtig aussehender Herr schiebt sich durch den Gang, einen wuchtigen Koffer schleppend. Ein prüfender Blick in das Abteil, dann mit einer Wendung in den Gang zurück: „Paula, hier ist noch Platz — kommt schnell — wo ist das Kind?“ Das Kind ist schon da, munter und übermütig. Sechzehn. „Mausi“, Hirsekorn schnaut etwas erschöpft, „Mausi hilf mir mal, den Koffer ins Reg heben! Uff — ist das Ding schwer! So, jetzt haben wir's. Siehst Du, Paula, ich habe immer gesagt, es ist viel einfacher, wenn wir das nächste Mal drei gleich große Handkoffer nehmen und jeder trägt seinen selbst! Wo ist denn überhaupt der kleine Handkoffer? Mausi, um Gottes willen, hast Du ihn stehen lassen? Ach, Gott sei Dank — da ist er. Wir werden ihn auch ins Reg tun. Paula, gib acht, nimm Deinen Kopf weg — damit ich Dich nicht stoße! So das hätten wir. Der Zug ist übrigens gut besetzt (konstatierender Rundblick durch das Abteil und auf den Gang hinaus, wo sich noch immer Leute mit beängstigten Koffern entlangschleichen). Ich muß erst mal den Mantel ausziehen. Schrecklich warm hier. Aber wenn der Zug fährt, wird es lustiger werden. So, Mausi, hänge doch den Mantel in die Fensterrede. Und hier ist mein Hut. Leg ihn mal oben auf die Koffer, Kind! Aber nicht so in die Ecke, Mausichen, da wird er zu staubig. Ja, dort liegt er gut. Pff...! Es ist gut, daß wir es noch geschafft haben. Der Zug muß übrigens gleich abfahren. Meine Uhr ist acht Uhr neun. Ich will mal schnell sehen, ob sie mit der Bahnuhr gleich geht! Das Fenster geht wieder schrecklich schwer auf. Immer dasselbe in den D-Bügen! So, jetzt geht's. Ist auch gleich lustiger. Da ist ja auch die Uhr. Siehst Du, Paula, ich habe gleich gesagt, daß meine Uhr drei Minuten vorgeht. Da können wir sie gleich noch richtig stellen. Möchtet Ihr noch was zu essen haben? übrigens wo sind denn die Frühstückspakete? Mausi, sieh mal schnell in meinem Mantel nach! Ich werde sie doch nicht haben liegen lassen? Sind sie da? Sieh mal in der rechten Tasche nach. Na also, ich wußte ja, daß ich sie eingepackt habe. Ich glaube Paula, die Brote werden reichen. Wir können uns ja irgendwo unterwegs noch Kaffee geben lassen. Sehr voll der Zug (konstatierender Blick über den Bahnsteig und am Zug entlang). Der Schaffner hat schon das Zeichen zum Einsteigen gegeben. Gut, Paula, daß wir die Platzkarten hatten. Da braucht man wenigstens nicht eine Stunde früher zu kommen. Na also, wir rollen schon. Ist doch gut, wenn man zusammen fährt und nicht noch den Abschiedsschmerz hat. Greift mich immer ja sehr an. Weißt Du noch, Paula, als Du voriges Jahr mit Mausi eine Woche voraus gefahren bist? Gott, war das niederdrückend, als ich nachher allein nach Hause ging. Na also, diesmal hat alles geklappt. Wo willst Du übrigens sitzen? Mausi, Du bleibe man da drüben sitzen — wir können übrigens nachher mal die Plätze wechseln. Gut, daß ich die Platzkarten rückwärts bestellt habe. Ich werde mal vorläufig den Caplay nehmen, setz Dich solange neben mich, Paula, wir können nachher tauschen, damit Du bessere Aussicht hast. Ich muß nämlich jetzt vor allem mal mein Kleingeld nachzählen. Hier ist ja der Klappstisch. Au! Daß man sich doch an den Dingen ewig klemmt! So. Warte mal. Ich habe alles Kleingeld vorher lose in die Tasche gepackt. Zu ärgerlich, wenn man auf der Straßenbahn zehn Mark wechseln muß. Um Gottes willen! Jetzt sind mir zwei Mark-Rüde auf den Boden gerollt. Ach, dürfte ich die Herrschaften bitten, ein Weilchen auf den Gang zu treten?“ — Unnötige Aufforderung — alle haben fluchtartig bereits das Abteil verlassen. —

Schwierige Rechtschreibung.

Fehler von A bis Z — Wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugeben, daß wir in jedem dritten Satz uns gegen die Rechtschreibung vergehen.

Vom Abend sagt man abends oder eines Abends, aber gestern abend und gegen Abend. Mit dem Morgen ist es nicht anders. Das darf man nicht außer acht lassen oder außer Acht lassen. Ebenso wenig, daß der Ältere immer der Ältere bleibt, wenn auch der Alte noch der alte sein mag. Von alters her schreibt man das Alter groß und auch das andere Mal, aber ein andermal klein! Merken Sie sich das. Angst haben heißt nicht angst und bange machen, aber statt meiner und an meiner Statt ist dasselbe. Sie brauchen nicht immer etwas Arges zu denken, wenn etwas im argen liegt, oder gar bis zum äußersten gereizt sein, wenn es zum Äußersten kommt.

Es ist wohl immer am besten, wenn man zum Besten der Armen etwas gibt, und es ist schön, wenn dabei ein beträchtliches in Betracht kommt. Schreiben Sie am besten Café oder Kaffeehaus? Auch daß der Damhirsch nie auf dem Damm läuft, läßt sich leicht behalten. Sie müssen natürlich dasein, wenn Sie um drei Uhr da sein wollen. Demungeachtet oder desungeachtet (nicht desunungeachtet) können Sie noch nicht gutes Deutsch, wenn Sie deutsch klein schreiben. „Auf gut deutsch“ macht eine Ausnahme. Zu dritt spielt man Stat. Das weiß jedes Kind. Der dritte Mann ist dabei eine wichtige Persönlichkeit. Er ist zwar der Dritte, doch von dreien der dritte! Die anderen sind die beiden ersten (im Gegensatz zum dritten), aber die beiden Ersten des Monats schreiben sich groß.

Ach, sie ist schwer, die deutsche Sprache. Mein Eigen ist mein eigen, aber es muß nicht das einzige sein, was ich besitze. Etwas Ähnliches ist das gewisse Etwas, doch etwas ähnliches ist nicht immer etwas andres. Und wenn man einem feind ist, braucht man noch nicht jedermanns Feind zu sein. Freihalten ist nicht frei halten. Wenn der eine für den anderen einen Platz frei hält, wird der andere damit vorliebnehmen oder fürliebnehmen müssen, daß der ihn nicht deshalb auch freihält. Sind Sie hartnäckig veranlagt? Dann weichen Sie keinen Fußbreit zurück, wenn auch der Gegner nur einen Fuß breit vor Ihnen steht. Sagen Sie ihm geradeheraus oder aufs Gratewohl, daß Sie nicht im geringsten nachgeben, weil Sie auch im Geringsten bei Ihrer Meinung bleiben.

Mancher ist schon zugrundegegangen, wenn es im Grunde garnicht notwendig gewesen wäre. Wenn einer sagt, er werde mit Ja und Nein antworten, dann wird das nicht gleich bedeutend oder gleichbedeutend sein damit, daß er zu allem ja und amen sagt. Vielleicht wird er des langen und breiten das Lange und Breite einer Sache erörtern. Natürlich wird es uns leid tun, wenn sich einer ein Leid antut. Wie denken Sie über das Kapitel Mann? Ein Mann sein — manns hoch — vier Mann hoch — Manns genug sein; bitte auseinanderhalten! Ebenso: Des näheren und alles Nähere. Aber: Ich kann mich des Näheren entsinnen. Manchem mag das nichtsagend oder nichtsbedeutend erscheinen, und ist doch so wichtig. „Nichts“ ist so wenig, daß es immer klein geschrieben wird. Er ist nichts ahnend, es unterscheidet sich in nichts. Wenn sich aber etwas in Nichts verwandelt, dann ist dieses Nichts doch etwas. Hat auch schon Schiller gewußt: „In seines Nichts durchbohrendem Gefühl“.

Die Not ist groß, wenn jemand dringend vonnöten ist. Lassen Sie auf bei Ruh und Frommen! Der Knabe ist zu nichts nutz, auch wenn er sich etwas zunutze macht. Mit dem Recht steht mancher auf Kriegsfuß. Er hat recht, ihm ist recht geschehen, er ist im Recht, er traf das Rechte. Wenn man das uns reine bringen will, muß man achtgeben, doch muß es nicht das schlimmste sein, wenn man aufs Schlimmste gefaßt ist. Manche Worte sind wirklich schwer zu behalten. Der Mesner liebt eine Messe, und schurigeln hat weder mit Schuh noch mit Niesel etwas zu tun. Wer das lernen muß, hat einen schweren Stand, ist aber doch nicht immer imstande, das Rechte zu treffen.

Umsoweniger kann man auch um so weniger schreiben, ebenso wie Verlies und Verließ, Blies und Bließ richtig ist. Vor allem muß man darauf achten, daß man von Allem etwas weiß, oder am besten alles. Ohne weiteres kommt man am weitesten, wenn man alles Weitere nicht überieht. Dann ist man alles weiteren überhoben. Nichtsdestoweniger wollen Einige Wenige mit wenigem auskommen und sich auf das wenigste beschränken. Daraus entstehen die meisten Fehler beim Rechtschreiben. Eine zeitlang mag es gut gehen, doch nicht jederzeit, und zu jeder Zeit besteht die Gefahr, daß man zeitlebens falsch schreibt.

Eubert.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 19. Juli 1931.

Ferienkinder.

Von Marianne v. Ziegler.

Im Strandbad.

„Serous Missi!“ — Mizzel, fang schnell meinen Ball auf, hopp!“ — Komm zu mir her, Missi, ich hab' ein Zuckert für dich —“

Und Missi, die wie eine kleine Puppe sorgfältig gedrehte Locken und eine riesengroße Schleife darin trägt, lacht den vielen lustigen Onkels zu, und die Mama lacht auch, während die Onkels herbeikommen, Missis neue Schleife bewundern und der Mama die Hand küssen.

Es ist aber sehr nett hier, findet Missi, und die Mama ist viel besser aufgelegt als zuhause, so gut, daß sie ganz vergißt, Missi einen Klaps zu geben, wie sie sich mit dem Bonbon, das der lustige Onkel Fredo ihr geschenkt hat, einen Bissen auf's rosa Kleiderl macht. Vielleicht hat die Mama auch nicht gemerkt, sie schaut nicht so genau hin wie zuhause, denn der Onkel Fredo hat ihr immer so viel zu erzählen; es müssen wunderschöne Geschichten sein, denn manchmal muß die Mama schrecklich lachen, dann bekommt sie wieder ganz große Augen und manchmal hat sie sogar barnach geweint.

Missi möchte für ihr Leben gern die Geschichten auch hören; aber die Mama hat sie ausgelacht und hat gesagt, wenn sie einmal groß ist, bekommt sie sie noch oft genug erzählt. Missi kann es seitdem gar nicht mehr erwarten, daß sie groß wird, und streckt sich recht lange aus, abends in ihrem Bettchen, wenn sie nicht einschlafen kann und die Mama in ihrem schönen Kleid ausgegangen ist. Das Alleinsein am Abend, das ist das Einzige, was Missi nicht recht gefällt. Zuhause sitzen Papa und Mama nebeneinander, man kann sie reden hören; manchmal sanken sie sich ein bißchen. Aber hier ist es ganz still, so still, daß man mit einem Mal lauter geheimnisvolle Geräusche hört, vor denen man sich fürchten muß.

Wenn jetzt doch der Papa da wäre, der große, strenge Papa, vor dem Missi (und am Ende sogar die Mama?) immer ein klein wenig Angst hat — da würde gewiß das Knacken in der Diele gleich aufhören, und das Raufchen in den Bäumen. Aber Papi ist in der Stadt, er muß arbeiten und Geld verdienen, damit Missi sich im Bad erholen kann, so hat Mama den Onkels erzählt und sie haben darüber gelacht, weil Missi doch so gesund ist. Aber das alles muß sie jetzt im Dunkeln nachdenken, bis sie plötzlich zu weinen anfängt und den Kopf tief, tief unter die Decke stecken muß. Wie sie ihn aber wieder heraushebt, ist es heller Tag, die lustige Mama steht an ihrem Bettchen und sagt: „Schnell, Mizzel! kleiner Schlaftrank, steh' auf, daß wir bald ins Strandbad hinunter kommen!“

Auf der Walf.

Ort der Handlung: eine Kiesgrube. Über einem munteren Feuerlein brodelt in ruhgeschwärztem Kessel etwas Unbestimmbares, süßlich und ein bißchen angebrannt duftend. Der Koch rührt mit einem Fischgräten darin herum, während fünf sechs sonnengebräunte Buben erwartungsvoll mit Aluminumbüchse und Geldstücken klappern. Im Hintergrund ist das unentbehrliche Zelt aufgeschlagen, aber weil es viel zu heiß ist, um sich darin aufzuhalten, liegt der Anführer vor demselben bäuchlings hingestreckt über der Landkarte, die er mit gefurchter Stirn studiert. Sein Kassenwart steht in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihm und legt Rechenhaft ab: „Acht Pfund Brot... drei Pfund Mehl... sechs Eier... die Milch hat uns die Bäuerin geschenkt, macht 2 Mark 87 Pfennige. Bleiben uns noch 3 Mark 44 Pfennige.“

Der Führer erhebt sich und nickt zufrieden. Damit können sie einen vollen Tag länger ausbleiben, als beabsichtigt... immer vorausgesetzt, daß es nicht regnet, oder daß man wenigstens einen gästetrennenden Neustadel findet und kein Quartier zu bezahlen braucht.

„Essen fertig“, meldet der Koch und alle drängen sich ums Lagerfeuer.

„Osar, du Schwein, du hast dein Geschirr gestern nicht ausgewaschen! Dafür kommst du jetzt als letzter dran!“

Wie ein begossener Pudel drückt sich Osar in den Hintergrund und wartet bis die Anderen bedient sind. Fünf Minuten herrscht nun emsiges Löffeln und andächtiges Schweigen.

„Ein bißchen viel Lannennadeln sind drin“, tadelt der verordnete Karl, nachdem er seine Schüssel Reihbreit wortlos und gierig geleert hat und sie zum zweiten Mal zur Füllung hinreicht.

Wenns dir bei uns nicht gut genug ist, dann reiß das nächste Mal mit Cool“, weist ihn der getränkte Koch ab. Und überhaupt bekommst du jetzt nur mehr die halbe Schüssel voll, denn die Anderen wollen auch noch was!“

Bald ist der Kessel leer. Jeder Wandersmann setzt sich nachlässig noch einen dicken Reil Brot darauf, dann wird aufgewacht, wobei Osar heute besonderen Eifer zeigt, gewandte Hände schlagen das Zelt ab, trittste Nagelschuhe erlösen die Reste des Feuerleins und die Schar setzt sich auf der sonnenglühenden Landstraße in Bewegung. Schwer drücken hochbeladene Tournister, staubige Hände wischen den Schweiß von gebräunten Stirnen, aber tapfer greifen die verkrampften Jungenbeine aus und die Kehlen haben immer noch Lust genug für ihr Liebling:

Lustig ist das Zigeunerleben,
Faria, faria, hol!...

Kurmfuß.

„Willst du noch ein Stück Kuchen haben, Richard?“ fragt die Frau Direktor liebevoll ihren Sohn, der mit stierigen Blicken die vom Kellner vorbeigetrugene Platte verfolgt.

„Dir geht's gut in deinen Ferien!“ nickt gütig und verzehrt der Herr Direktor über den Rand seiner Zeitung. „Alles kriegst du, was du haben willst!“

„Baisertorte?“ Kein Liebling, das ist heute wirklich nichts für dich.“

„Was soll sie ihm denn schaden?“ brummt der Vater. „Baisertorte oder Käsekuchen — das ist schon gleich —“

„Aber heute Mittag der viele Gurkensalat — das kalte Bier — ich verstehe dich einfach nicht, Franz!“

Richard hat den aufgeregten Streit entschieden, indem er rasch nach einem Stuhl Punschorte als dem größten vorhandenen, greift und zu essen beginnt. Das ist ja das Einzige, woran man sich halten kann, denkt er kessend. Aber ach, so ein Stuhl Lorte ist bald verkehrt. Dann ist man wieder unbeschäftigt... Mutter zieht bunte Seidenfäden durch ihre kleine feine Handarbeit, Vater ist wieder in seine Zeitung versunken. Richard windet seine langen, dünnen Beine um die Füße seines Stuhles und schaut sehnsüchtig dem Gärtnereijungen nach, der mit einem Reifhaken die Parkanlage feigt. Wenn er wenigstens dem helfen dürfte, oder noch lieber dem Sträßenjungen draußen, der mit Schippe und Handwägelchen die Pferdeäpfel sammelt... Aber nein, so was Vernünftiges darf er ja nicht, das ist dem alten Herrn nicht fein genug, und Mutter denkt, daß er sich schmutzig macht.

Die Pause ist vorüber, die Musiker haben wieder zu spielen begonnen. Vater horcht auf und legt die Zeitung weg. „Was ist das für ein Stuhl, Richard?“ fragt er.

Der sieht ihn verständnislos an; er hat überhaupt nichts gehört, er hat nur den Kapellmeister angesehen, der so komische Verrenkungen macht.

„Nun könntest du es endlich wissen“, tadelt der Vater, „nachdem es in dieser Woche dreimal gespielt wurde... Tosca — von Puccini!“

„Aber nein doch, Mäme“, läßt sich Frau Direktor vernehmen. „Es war ganz bestimmt Cavalleria rusticana.“

Des Vaters Antik rötet sich. „Natürlich weißt du es besser. Wie gestern, wo du einfach nicht glauben wolltest, daß der Berg dort drüben der Zwiesel ist; und er ist es doch!“

„Aber Cavalleria war es bestimmt...“

„Also gut, Richard, dort drüben hängt das Programm. Geh hin und sieh, was es war. Nummer 5.“

Richard, der angefangen hat die gelben Bierdeckel auf dem Tisch zu zählen, springt dienstbeflissen auf, froh über die Abwechslung. „Na?“ fragt hegesgewis der Vater, als er zurückkommt.

„Es war der Jarewitsch...“ antwortet Richard, der sich heute zum ersten Male innig freut.

In der Ferienkolonie.

„Also behüt dich Gott, Mariete“, sagt die junge, blass Frau im schwarzen Kleid zum zehnten Male und sucht sich von dem kleinen Mädchen loszumachen, das ihre Hand umklammert. „Nicht fortgehen, Mutti“, bettelt Mariete mit ängstlichem Gesicht.

Die Lehrerin am andern Ende des Wagens schaut her und die junge Frau wird rot. Sie weiß ja selbst, sie sollte sich jetzt losreißen, denn einmal muß es doch sein; und das Fräulein hat natürlich recht: das Kind wird sich gleich getrocknet haben. Kinder vergessen ja so schnell. Mariete darf eigens am Fenster sitzen, damit es recht viel sieht, und die Kinder werden singen, ein Spiel machen, die Zeit wird im Flug vergehen — auf einmal werden sie draußen angekommen sein. Mariete wird staunen über alles Neue, was es sieht, den grünen Wald, die nahen Berge, es wird müde vom Spielen und gestillt von Milch und Butterbrot ins Bettchen gehen und gleich einschlafen — es wird vor lauter Ferienfreude keine Zeit haben, an seine Mutti zu denken.

Aber die Mutter, die wird jetzt langsam allein nach Hause gehen — ganz langsam, denn es wartet ja niemand auf sie,

und wird drei lange Wochen hindurch bei Tag und Nacht immer daran denken, was ihr Mariete jetzt wohl macht, denn sie hat ja gar nichts, was sie von dieser großen Sehnsucht ablenken könnte, nichts als die Näherlei, bei der sie nun von früh bis spät sitzen wird, damit sie doch ein klein bißchen Geld ersparen kann, jetzt wo das Kind nicht da ist. Und wenn dann endlich, endlich die drei Wochen um sind, da wird sie wieder auf den Bahnhof gehen, aber ganz schnell, so schnell sie die Füße tragen, und dann wird das Mariete wieder kommen, und ganz rote Backen haben und vielleicht sogar ein Stüd gewachsen sein...

„Einsitzen! Höchste Zeit!“ — Du lieber Gott, Schnell aus dem Abteil heraus, ehe der Zug fährt! Sie sieht noch, wie Mariete mit großen erschrockenen Augen das Gesichtchen aus Fenster drückt — dann setzt sich der Wagen in Bewegung, verläßt die Halle... wird in der Ferne kleiner. Da wendet sich auch die schwarzgekleidete Frau zum Gehen, langsam, ganz langsam, denn niemand erwartet sie...

Großstadtfreuden.

„Mutter der Mäze hat mir pfeifen!“ berichtet der Pepi, der mit halbem Leib aus dem Fenster hängt, um sich mit seinem Spezel zu verständigen.

„Was will er denn scho wieder, der Lausbub!“ fragt etwas mißtraulich die Frau Niedermeyer und schaut von ihrer Fliderlei auf.

„Gelt Mutter, i deri scho mitaeh'n? Grad a Stünderl Indianer spül'n drent an der Mar. Der Schorsch und der Anderl und der Hanse und der Muckl geh'n aa mit...“

„A lauberne G'sellschaft!“ sagt die Frau Niedermeyer kessend. „Da werds wieder was geh'n. Da d'mer sei's gute G'wand aussieht — sonst kommt wieder daher wie neulings mit an Nordstrumm Loch in der Hosen...“

„I gib scho Obacht!“ verpricht eifrig der Pepi. „Und überhaupt noch i d'Hosen glei aus. I hab' scho die Badhof'n drunter an!“

„Und daß d' sei zum Mittagessen wieder da bist...“

„Ja freili“, tröstet der Pepi, ein Meister der Diplomatie. „Da kimm i scho wieder. Nur grad a bißel später wenn's am End werd — gelt, das macht nix.“

„Na, von mir aus“, sagt Frau Niedermeyer zerstreut. „Und a Stüd Brot gibst mir mit, gelt Mutter, oder awos, mit Butter dazwischen, damits besser herhält...“

„Für alle Fäll“, wenn's spät werd, weist. Es könnt doch halt sein, daß der Mäze und der Schorsch bis um fünf ausbleiben derien — na deriet i do aa, gelt Mutter?“

Frau Niedermeyer schaut dem Pepi in die bettelnden schwarzen Lausbubenauge und ihr Herz verschmilzt in mütterlichem Stolz. Es ist halt ein Nordsterl, der Pepi, denkt sie sich; muß man ihm in der Balanz doch die Freud lassen... Und sie macht ein strenges Gesicht: „Aber g'raut werd net, verstehst. Net, daß's wieder heißt, der Niedermeyerpepi is der Allerärs!“

Da brauchtst kei Angst a' hab'n, Mutter“, tröstet der Sohn und schließt ein bißel zur Seite, denn der Zwed des geplanten Unternehmens ist natürlich, einen sehr gemeinen feindlichen Stamm aus der nächsten Straße endlich einmal ordentlich zu verwischen.

„Und da —“ die Mutter langt die abgegriffene Geldbörse aus der Küchenschublade — „da hast zwanzig Pfennig, da laufft dir, Kirchen drum. Aber zum Nachtessen bist wieder da, du Malekshua, sonst krieg'n mir an Verdruß mit'm Vater.“

Aber der Pepi hört nicht mehr, denn Mäze, das „grüne Falkenauge“ hat zum dritten Male ungeduldig gewiffen, und wehe der Rothaut, die dem Ruf des Häuptlings nicht gehorcht!

Die Welt der Frau.

Frau und Zeitproblem.

Mehr Aktivität — die Forderung unserer Zeit.

Wenn die Frage „Frau und Zeitproblem“ aufgerollt wird, so denkt bestimmt jede Leserin an die Eindrücke, die sie aus der täglichen Lektüre ihrer Zeitung gewinnt. Es ist heute selbstverständlich, daß auch die Frau zu den brennendsten Fragen des Tages Stellung nimmt. Wenn trotzdem behauptet werden kann, daß die meisten Frauen den Zeitproblemen völlig passiv gegenüberstehen, so bedeutet das weniger, daß sie kein Interesse an dem täglichen Geschehen in Politik, Wirtschaft usw. hätten, als daß sie es bei der Kenntnisnahme der verschiedenen Neuigkeiten bewenden lassen.

Politische Verhandlungen, innenpolitische Zwistigkeiten, Zoll- und Steuerfragen, Probleme in Kunst und Wissenschaft — an all diesem dürfte kaum eine Frau interessiert vorübergehen. Sobald sie nur ein geistig lebendiger Mensch ist, bildet sie sich ihr eigenes Urteil zu jedem Weltgeschehen, wobei durchaus nicht immer gesagt ist, daß sie unbedingt der Meinung ihrer Zeitung zustimmen soll.

Und trotzdem ist es nicht allein damit getan, regen Anteil zu nehmen an allen Geschehnissen des öffentlichen Lebens. Es sollten sich darüber hinaus alle Frauen zu aktiver Mitarbeit am Ganzen berechnen fühlen. Das bedeutet natürlich nicht, daß heute jede Frau im politischen, innenpolitischen Leben, oder in sozialer Arbeit tätig sein soll, es heißt, daß nach Möglichkeit jede Frau einem gemeinsamen Verein, Verband oder dergl. angeschlossen sein sollte, der nicht nur ihre eigenen Interessen vertritt, sondern in dem ihr auch Gelegenheit gegeben ist, eigenen Anschauungen und Wünschen im Interesse des Volksganzen Ausdruck zu geben.

Jede Frau schöpft aus ihrem persönlichen Arbeitsgebiet und ihrem täglichen scheinbar bedeutungslosen Pflichtkreis Erfahrungen, die der Allgemeinheit als nützbringende An-

regungen zugute kommen können. Jede Frau hat die Möglichkeit, über das tägliche Einzelere ihrer Berufsarbeit oder ihrer hausfraulichen Tätigkeit hinauszudenken und hinauszuwirken. Sei es, daß sie auf dem Gebiete der Hauswirtschaft neue Ideen zur Vereinfachung der Wirtschaftsführung findet und auf diese Weise vielleicht hunderten von Mitbewohnern das Leben erleichtern hilft, sei es, daß sie beispielsweise bei dem derzeitigen großen allgemeinen Interesse am Bauwesen, das in der augenblicklichen Bauausstellung seinen lebhaften Ausdruck findet, ihrerseits Pläne für praktische Neugestaltung des Wohnwesens hat, die Beachtung verdienen und wertvolle Hinweise bieten können — jeder persönliche Gedanke hat wenig Wert, wenn er nicht im Austausch mit Gleichgesinnten, mit anderen arbeitenden und produktiv schaffenden Frauen Anregung und Förderung findet.

Wie stehe ich zu den großen Fragen meiner Zeit? Was kann ich tun, um für mein Teil als winziges Glied in der großen Kette der Volksgemeinschaft mitzuwirken und mitzuhelfen am Ganzen? Diese Fragen sollte sich jede Frau vorlegen und versuchen, persönliches Interesse zu aktiver Anteilnahme zu gestalten.

„Der Winter 1931 ist schon vorüber!“

Musterung der Winterkollektion bei 40 Grad Höhe. — Die Einkaufsdirektre gestattet einen Blick hinter die Kulissen!

Die Stadt dampft in der Julihitze, — da klinkt es beinahe wie ein Scherz, wenn jemand von der Wintergarderobe spricht. Noch brennt die Sonne kalendergemäß vom Sommerhimmel, aber die Allmächtigen der großen Modelfabrik erklären kühl und sachlich: „Für uns ist der Winter 1931 — schon vorüber!“

Ja, Frau Mode richtet sich nicht nach dem Kalender, mindestens ein gutes halbes Jahr ist sie immer voraus, sie

Schwabing



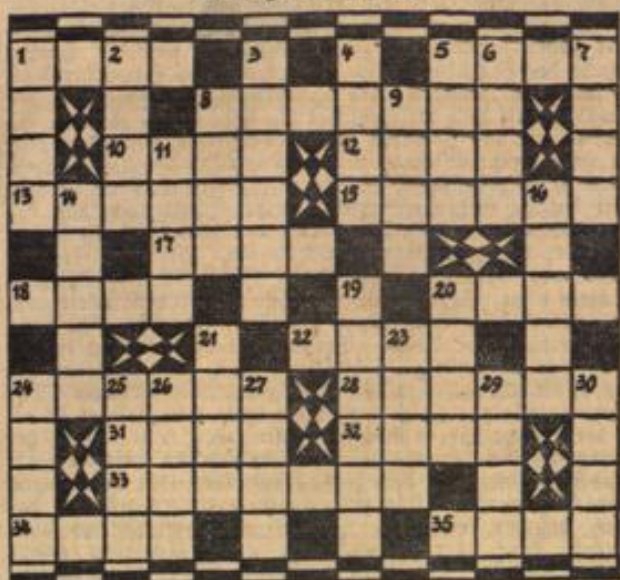
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Metallstab, 5. Schwarzweiß, 8. Teil der Mathematik, 10. Haushaltsplan, 12. Gurkenkraut, 13. Overtur, 15. Klage, 17. poetische Form für Frühling, 18. Bodenerhebung, 20. Ganggerät, 22. Vogel, 24. Blume (dichterische Schreibweise), 28. stark durchweichtes Erdreich, 31. griechischer Kriegsgott, 32. biblisches Land, 33. Radiogerät, 34. Festtracht, 35. Zahlungsmittel.

Senkrecht: 1. Naturschein, 2. sportlicher Erfolg, 3. norddeutsche Hafenstadt, 4. Vortrag, 5. Laubbaum, 6. Tierhaut, 7. Teil des Weinstocks, 8. Fluß in der Schweiz, 9. gemaltes Kunstwerk, 11. tierisches Fett, 14. Friedensgöttin, 16. kleines Raubtier, 19. Stadt in Sachsen, 20. römischer Kaiser, 21. bekannter Kunstsieger, 23. Fluß im Harz, 24. Fingerreiß, 25. großer Baum, 26. weiblicher Vorname, 27. Laftier, 29. Zieh-mutter, 30. wertvoller Schmuck.

Bilder-Rätsel.



Silben-Rätsel.

a — al — an — be — blu — bri —
chau — che — däum — del — den
— di — dy — e — e — e — er —
es — he — ki — ko — kul — lah —
land — le — lek — li — ling — lo
— lu — lus — me — mie — mit —
mo — mo — na — nan — ni — ne
— o — ragd — ri — rich — sar —
schi — sma — ster — steu — stra —
tät — tes — tha — tief — tin — tos
— tri — ul — va — zart — ze — zi.

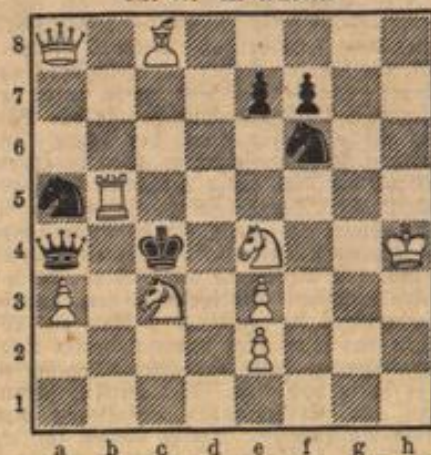
Aus diesen Silben bilde man 23 Wörter, deren Anfangs- und Endbuchstaben, diese von unten gelesen, ein Goethe-Zitat nennen. (ch = 1 Buchst.)

1. Anekdote, 2. Mohammed, Gottheit, 3. Wissenschaft, 4. Märchen-gestalt, 5. Flachland, 6. deutscher Kom-ponist, 7. Naturkraft, 8. Weigenbauer, 9. Schiffsteil, 10. Männername, 11. fran-zösische Stadt, 12. Edelstein, 13. Gewässer, 14. Tropenpflanze, 15. römischer Felsherr, 16. deutsche Werk, 17. Muse, 18. Sprengstoff, 19. Kleidungsstück, 20. Fisch, 21. Oper von d'Albert, 22. nordischer Volksstamm, 23. schottische Inselgruppe.

Auflösungen aus voriger Nummer.

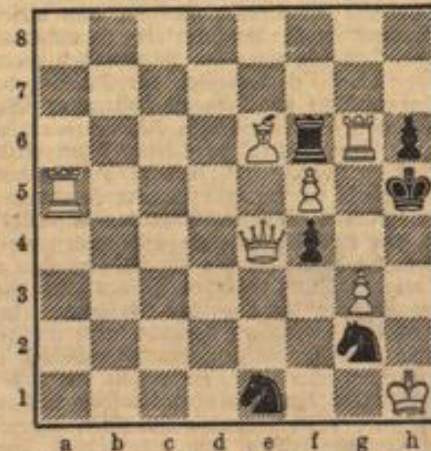
Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht: 2. Karat, 4. Kote, 7. Melodie, 8. Parade, 11. Etat, 12. Seidel, 15. Seneca, 17. Selb, 18. Agonie, 19. Zentner, 20. Hebe, 21. Erbsen. Senkrecht: 1. Tomate, 2. Kamera, 3. Knobe, 5. Minde, 6. Pate, 8. Pfei, 9. Rangen, 10. Elbe, 12. Stare, 13. Jolde, 14. Elis, 16. Later. — Bilder-Rätsel: Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. (Shakespeare.) — Diamant-Aufgabe: 1. F, 2. Rei, 3. Garfe, 4. Bariton, 5. Ballerina, 6. Ferienteile, 7. Gastronom, 8. Arsenal, 9. Bribe, 10. H, 11. E. Ferienteile. — Silben-Rätsel: 1. Rimrod, 2. Umhang, 3. Regatta, 4. Diolletian, 5. Eggellens, 6. Relativ, 7. Gazelle, 8. Ecuador, 9. Rothenburg, 10. Entente, 11. Cha-rybdis, 12. Tennis, 13. Irland, 14. Gabotte, 15. Korridor, 16. Engelberg, 17. Jume, 18. Turgenjew, 19. Ferrara, 20. Orgel, 21. Piliput, 22. Granit, 23. Uganda, 24. Ritzat. Nur der Gerechtigkeit soll und ganz vergeblich der Gewalttat. — Stat-Aufgabe: Kartenverteilung: Rh.: Bst-10, König, Dame, 9, 8, 7, Herz-As, 10, König, Dame. Rh.: Bst, Herz, Karo-Buben, Kreuz-10, König, Dame, Bst-As, Karo-As, 10, Dame. Rh.: Kreuz-Bube, Kreuz-As, 9, 7, Herz-9, 7, Karo-König, 9, 8, 7. (Stat: Kreuz-8, Herz-8.) Spielverlauf: 1. Rh.: Bst-10, Bst-As, Kreuz-Bube (—23). 2. Rh.: Kreuz-As, Herz-As, Kreuz-Dame (—25). Nun nimmt der Spieler alle Stiche, bis er Karo-Dame ausspielt. Rh.: Karo-Dame, Karo-König, Herz-10 (—17). Somit haben die Gegner 65 erhalten!

Nr. 67. A. Wheeler.



Weiß: Kh4, Da8, Tb5, Sc3, e4, Lc8, Ba3, e2, e3.
Schwarz: Kc4, Da4, Sa5, f6, Be7, f7.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 68. L. N. de Jong.



Weiß: Kh1, Dc4, Ta5, g6, Lc6, Bf5, g3.
Schwarz: Kh5, Tf6, Se1, g2, Bf4, h6.
Matt in 2 Zügen.

Lehre vom Stützpunkt. In eine der vier Reihen der Feindeszone einzudringen, und zwar nicht nur ein flüchtiges Rekognoszierungsmanöver vorzunehmen, sondern sich dort dauernde Basis einzurichten, — dies bildet den Lieblingszweck mancher kühnen Strategen, was zum Beispiel auch in der Errichtung der beliebten Vorposten auf e5 seinen häufigsten Ausdruck findet. Besondere Feinheit der nachfolgenden Partie besteht aber darin, daß der dort mit tiefer Vorausberechnung geschaffene Vorposten auf d5 nicht nur vom eigenen Lager völlig abgeschnitten erscheint, sondern auch alsbald in eine fliegende Kolonne verwandelt wird, die trotz umringender Gefahren ins Tiefste der feindlichen Festung eindringt („Vortragen des Stützpunktes“).

Partie Nr. 34. Gespielt im Großturnier zu Baden-Baden 1925.

Weiß: Grünfeld, Schwarz: Te-K. Kolsté.
1. d4—d5, 2. c4—c6, 3. Sf3—Sf6, 4. e3—Lf5, 5. Sc3. Das letzte Wort gegen die sog. „slawische Verteidigung“ (2. ... c6) steht noch aus. 5. ... e6, 6. Ld3. Gegen diese Bereit-erklärung, den Damenläufer von Schwarz gegen seinen vollen Wert einzulösen, vermag sich der Nachziehende selbstredend nicht zu sträuben, immerhin kommt statt der folgen-den Antwort auch 6. ... Lg6 in Betracht. 6. Lxd3, 7. Dxd3. Was hat nun der Anziehende erreicht? Seine Dame ist mitten im Spiel und es wird ihm daher in Balde gelingen, den für das Damenbauernspiel charakteristischen Zentrumsnachstoß e4 durchzuführen, während andererseits für den Nachziehenden die Versteifung seines Bauern-dreiecks c6—d5—e6 gleichfalls in dieser Eröffnung sehr charakteristisch ist. 7. ... Sd7, 8. 0-0—Ld6, 9. e4!—dxe4, 10. Sxe4—Sxe4, 11. Dxe4—0-0, 12. Lg5! Ein sehr wich-tiges Manöver. Bis dahin ist die Partie mit der 8. Match-partie Lasker-Capablanca (Havana 1920) identisch, wo jedoch Weiß durch den farblosen Zug 12. Ld2 den befreienden Damenaustausch Dd8 f6—g6 nebst Damentausch und baldigem Remisschluß zugelassen hat. Wir sehen also, daß auch Weltmeisterzüge verbesserungsfähig sind und daß die Eröffnungslern mitten ins wirkliche Gefecht hinübergreift. 12. ... Le7. Dieser Rückschritt ist mehr oder weniger erzwungen. 13. Ld2!—De7, 14. Tel. Mit der festen Absicht, auf den etwaig erfolgenden Durchbruchversuch c5 mit d5 zu antworten, um hiermit einen zwar isolierten, dafür jedoch lästigen Stützpunkt im Feindeslager zu schaffen. 14. ... Sf6, 15. De2—Te8, 16. Le3! Eine vielversprechende Diagonale. 16. ... h6. Besser war hier und insbesondere noch im nächsten Zuge, die Betätigung der Abwartungs-taktik mittels Td8. Es ist jedoch altbekannt, daß die Drohung, nichts zu drohen, große Anforderungen an die Widerstandskraft des Gegners stellt und pflegen insbesondere die wenig routinierten Spieler dieser sozusagen „negativen Strategie“ zum Opfer zu fallen, indem sie zwar alle vor-handenen Drohungen meisterhaft parieren, hingegen jedoch beim ersten Fehlen von sichtbaren Gefahren mit irgendeiner Gewaltmaßregel oder sonstiger Schwächung (wie im vor-liegenden Falle) ripostieren. 17. Td1—c5, seine Nerven hielten also nicht mehr aus. Nun nimmt die Partie einen außerordentlich scharfen Charakter an. 18. d5!—exd5, 19. cxd5—Ld6, 20. Dc4!—Sd7, 21. Dg4. — Durch dieses direkte Losgehen gegen den feindlichen König erzwingt Weiß die folgende Schwächung des Punktes e6, was dem Drucke des Bauern d5 reale Formen verleiht. Wie seinerzeit Morphy durch glänzende Opferkombinationen, so hat auch hier der Anziehende durch strenge Folgerichtigkeit des Spieles eine ideale Angriffsstellung erlangt. 21. ... f6, 22. Te6—Txe6, 23. dxe6. Wie bereits in der Vornotiz erwähnt, hat sich nun der Bauer d5 in eine fliegende Kolonne ver-wandelt, die sich bald bis nach d8 durchlagern wird. 23. ... Se5, 24. Sxe5—fxe5, 25. f4. Ein neuer Feind. Nun folgt ein siegreiches Finale. 25. ... Td8, 26. fxe5—Lf8, 27. Td7—De8, 28. Df5—Txd7, 29. exd7—Dd8, 30. e6—De7, 31. Df7+!—Kh7, 32. Lxg7! Schön bis zum Schluß. Schwarz gab auf.

Lüftlign Lp.



Mißverständnis.

„Entschuldigen Sie bitte, haben Sie nicht für mich eine abgetragene Hose übrig?“
„Ja, das weiß ich nicht, fragen Sie mal meine Frau.“
„Schade, ne Damenhose kann ich leider nicht brauchen!“

Ein aufrichtiges Mädchen.

Fräulein Elli macht Einkäufe und trifft dabei ihren Jugendfreund Fritz, den sie schon lange nicht mehr gesehen hat. Bald geraten sie in ein angeregtes Gespräch. Erinne-rungen werden ausgetauscht, gemeinsame Wünsche und Rei-gungen erörtert. Im Verlaufe des Gesprächs fragt Fritz: „Sag mal, Elli, suchst Du denn noch immer nach dem Ideal, dem Mann Deiner Träume?“ „Ach, Fritz, weißt Du“, ent-gegnet Elli, „das habe ich aufgegeben, ich suche nur noch meinen zukünftigen Mann!“

Süngerländler.

Lehrer: „Welches Insekt braucht am wenigsten Nahrung?“ Peter: „Die Motte — sie frisst Löcher.“

Zur Teil.

Seine Frau bestand darauf, ihn zum Schneider zu be-geleiten, und als sie bei der Auswahl des Stoffes immerfort reinredete, wurde er grob, worauf sie sagte: „Run bitte, wähle selbst. Du bist es ja wohl, der den Anzug trägt.“ „Run“, meinte er anspielend, „Kod und Weste wirft Du jeden-falls nicht anziehen wollen.“



Konturrenzneid.

„Warum hamst du denn solange eingesperrt?“
„Konturrenzneid, Willo, nicht wie Konturrenzneid — ich habe dieselben Hinterrückstände fabriziert wie der Staat.“

Humor des Auslandes.

Im Gefängnis.

Besucherin: „Und was hat Sie, mein lieber Mann, hierher gebracht?“
Sträfling: „Meine Kurzsichtigkeit!“
Besucherin: „? ? ?“
Sträfling: „Ja, ich habe nämlich den Schuhmann nicht gesehen, als ich das Schaufenster austräumte.“ (Rebellpalter.)

Zwei Welten.

„Sie sitzen den ganzen Tag am Schreibtisch?“
„Ja, ich bin Schriftsteller!“
„Was schreiben Sie denn?“
„Einen Roman!“
„Romische Beschäftigung! So einen Roman können Sie doch für drei Mark überall fertig kaufen!“ (Humorist)

Ausgleich.

„Ich wette um meinen Kopf, daß meine Behauptung stimmt!“
„Ich wette um meine Briefftasche!“
„Ja, ha, Deine Briefftasche ist ja leer!“
„Na schön, alter Junge — dann stehen wir ja gleich!“ (Auswerts)

